Eine Grafentochter.

...von Josephine Gräfin Schwerin.

(5. Fortsetzung)

„Ueberlassen Sie Alles mir, ich will klug sein, er soll nichts ahnen — gewiß, ich helfe Ihnen; mit aller Beredtsamkeit, aller Ueberlegung will ich zu ihm sprechen, ich werde ihn überzeugen, ich denke mir tausend Gründe aus. Wann also?"

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Morgen bin ich in Arbeit."

„Gut, also morgen, denken Sie an mich, Therese, dann werde ich die rechten Worte finden und schon Ihre Freiheit erringen—für Den, dem einmal dies ganze Herz gehören wird — später."

Wieder traf ihn der vorwurfsvolle Blick und sie schüttelte stumm den Kopf.

„Es ist ja nicht möglich, daß Sie, so jung und lieblich, Ihr Leben einsam vertrauern sollten. O, Therese, Sie wissen nicht, wie reizend Sie sind."

Sie lächelte und erröthete wie in naiver Freude. „Wenn ich—doch was nutzt das!" Ein tiefer Seufzer schloß ihre Rede.

„Sobald ich mit Ihrem Vater gesprochen habe, müssen Sie das Resultat unserer Unterredung doch durch mich erfahren, wann und wo kann ich Sie sprechen?"

Sie sann nach. „Morgen Abend, wenn ich aus der Arbeit komme, wird es kaum gehen, der Vater ist jetzt so strenge und forscht nach, wenn ich nur eine Viertelstunde später komme. Ich denke, übermorgen wird er wieder draußen vor der Stadt Arbeit haben, wenn Sie dann herkommen wollen—sollte er doch zu Hause sein, so will ich zum Zeichen hier das Fenster öffnen, das sehen Sie von Weitem und kommen dann gar nicht in die Nähe unseres Hauses."

„Dann aber müßte ich Sie Abends sprechen, denn ich bleibe nur noch zwei Tage hier."

„Nur noch zwei Tage?"

Sie war erblaßt und starrte ihn aus großen Augen an.

„Ja, liebe Therese, es muß geschieden sein."

„Ja, ja, es ist auch gut, aber daß Sie noch für mich etwas thun wollen — ich danke Ihnen."

Er faßte ihre Hände. „Ich thue es gern, Therese, Sie sind's, die Dank verdient, weil Sie mich lieb haben."

„Ich—wie gut Sie sind."

Sie sah ihn an, plötzlich hatte sie ihre Hände aus den seinen befreit und mit dem Ruf: „Joachim!" warf sie die Arme um seinen Hals, ein Kuß brannte auf seinen Lippen. Ebenso schnell hatte sie sich losgerissen und war in den Nebenraum geflohen, die Thür hinter sich schließend.

Er folgte ihr nicht. Einen Moment stand er wie erstarrt, dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen und verließ das Haus.

Er konnte so, in dieser Stimmung, nicht nach Hause zurückkehren, ebenso wenig mochte er nach dem Georgendamm gehen, wo er Bekannten begegnen konnte. So ging er auf die Landstraße hinaus, eine weite Strecke, ohne des Weges zu achten, und immer fühlte er die weichen Arme, die sich um seinen Nacken geschlungen hatten, die heißen Lippen, die sich auf die seinen gepreßt. Er hatte ihr nur ein freundliches Wort sagen, nur die scheinbare Gleichgiltigkeit bei seiner Begegnung mit ihr im Elternhause gut machen wollen, und nun war es doch anders gekommen — ganz anders.

Als er spät heimkehrte, kam ihm Adele schon an der Hausthür entgegen. „Wo warst Du nur, Joachim, wir haben uns fast um Dich geängstigt."

Er umfaßte sie und hob sie lachend in die Höhe. „Weshalb denn, kleine Schwester, bin ich ein Kind, das immer zur selben Zeit zu Hause sein muß?"

„Nein, gewiß nicht, nur — Du bliebst noch niemals so lange fort."

„Ich bin weit spazieren gegangen, ich trug Verlangen nach Luft."

„Und — Du siehst anders aus — viel fröhlicher, als in den letzten Tagen. Hast Du etwas Liebes erlebt?"

„Vielleicht—nichts—still, Kind," flüsterte er halb unwillkürlich, als eben Charlotte und Luise aus dem Zimmer traten.

Es war ein fröhlicher Abend, Joachim voll Heiterkeit und Scherz, neckte sich mit den Geschwistern und erzählte allerlei lustige Geschichten. Als man sich „Gute Nacht" gesagt hatte, und er schon an der Thür seines Zimmers stand, hörte er noch einmal seinen Namen. Es war Adele, sein Liebling, die sich mit besonderer Zärtlichkeit an ihn angeschlossen hatte.

„Nun?" fragte er.

„Willst Du mir nicht noch sagen, was Du heute Frohes erlebt hast? Ich verrathe es Keinem, wenn Du es nicht willst."

„Ich habe ein Märchen geträumt von einer Fee mit rosenrothen Flügeln," scherzte er, sich zu ihrem Ohr hinabbeugend.

„O pfui, Joachim, Du bist abscheulich!" schmollte Adele.

„Du wolltest doch etwas Absonderliches wissen, Schatz, es war aber nichts."

An diesem Abend geschah es zum ersten Mal, daß der Name Melitta's nicht mehr als letzter Gedanke durch seine Seele zog, daß ihr Bild nicht das letzte war, was vor seinen geschlossenen Augen stand.

11.

Am nächsten Morgen trieb es Joachim unruhig hin und her. Die Unterredung mit dem alten Borchardt ging ihm durch den Kopf. Es schien ihm heute sehr unwahrscheinlich, daß er irgend welchen Einfluß auf den Mann, der ihn kaum kannte, haben würde, und doch strebte seine ganze Seele danach, Therese zu helfen. Er meinte, sie nicht ihrem Geschick überlassen zu dürfen; konnte er ihr kein Glück schaffen, so wollte er sie doch wenigstens vor dem Unglück einer Zwangsehe bewahren.

Vielleicht würde es auf den störrischen Alten mehr Eindruck machen, wenn sein Vater oder seine Mutter mit ihm redeten, aber wie sollte er den Eltern seine Kenntniß der ganzen Sachlage, seine Theilnahme an Theresens Schicksal erklären? Und dann konnte er sich's nicht verhehlen, daß es einen geheimnißvollen Reiz auf ihn ausübte, daß eben seine Hand die Kette, die man ihr schmieden wollte, löste und er dann — er wußte es — heißen, überströmenden Dank empfing. Er war sich bewußt, wenn er wollte, eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit entfalten zu können, er wußte, daß ihn seine Untergebenen alle liebten, daß es ihm mühelos gelungen war, auch einfache Leute, mit denen er in Beziehung gekommen, für sich zu gewinnen, warum sollte es ihm hier nicht gelingen!

Er mußte einen schicklichen und unauffälligen Grund für sein Fortgehen finden, und so kam die Nachmittagsstunde heran, bevor er den Weg zu Borchardt antrat. Die Umstände gestalteten sich insofern günstig für ihn, als der Alte, aus einer kurzen Pfeife rauchend, im Fenster lag. Joachim grüßte ihn, stehen bleibend.

„Guten Abend, Herr Borchardt, schon so lange ich hier bin, war es meine Absicht, Sie einmal aufzusuchen, nun, kurz vor meiner Abreise, komme ich endlich erst dazu. Wer nichts zu thun hat, wie ich augenblicklich, scheint immer am wenigsten Zeit zu haben. Sie kennen mich hoffentlich noch?"

„Natürlich, Herr Lieutenant, sehe ja die Fräulein Schwestern oft genug, die gerade so aussehen wie Sie", erwiderte Borchardt, seine Tuchkappe vom Kopfe nehmend.

„Darf ich einen Augenblick eintreten?"

„Zu viel Ehre, Herr Lieutenant."

Als Joachim in das Zimmer trat, war Borchardt, der in Hemdsärmeln, mit der großen Arbeitsschürze im Fenster gelegen, eben beschäftigt, sich den Rock überzuziehen.

„Machen Sie doch keine Umstände, Herr Borchardt, Sie sehen sehr sauber aus."

„Hm, ich weiß, was sich schickt." Dabei wies er auf einen Stuhl am Fenster. „Wollen der Herr Lieutenant Platz nehmen? Sind lange nicht hier gewesen, sind wohl drei bis vier Jahre darüber vergangen, nicht wahr?"

„Ja, ja, die Zeit verläuft; ich wäre gern früher einmal zu meinen Eltern gekommen, aber — die Moneten sind knapp."

„Will's wohl glauben", meinte Borchardt. „Jeden drückt der Schuh irgendwo."

„Sehr klug gesprochen, alter Freund," lachte Joachim „aber Sie haben Ihre Pfeife ausgehen lassen, darf ich Ihnen nicht eine Zigarre anbieten?"

Er zog das Etui hervor und reichte es ihm hin.

„Danke, Herr Lieutenant, ich verstehe mich darauf nicht, habe nie solch ein Ding im Munde gehabt, ich rauche nur Pfeife."

„Ah, noch ein Mann von altem Schrot und Korn. Wissen Sie auch, Herr Borchardt, daß ich, wenn ich unsere modernen Herren Möbel-, Kleider- und Stiefelfabrikanten sehe, wie sie in der Hauptstadt als feine Herren herumlaufen, und selbst wahrscheinlich nichts von den Dingen verstehen, die sie von ihren Leuten anfertigen lassen, daß ich da oft habe an Sie denken müssen, solch' einen braven, schlichten und tüchtigen Handwerksmeister, der seine Sache versteht und nicht vornehm thut und selbst die Hand anlegt. Ich hätte Sie oft all' den nichtsthuenden Herren da als Beispiel zeigen mögen."

„Nun, es wird auch nicht so schlimm sein, Herr Lieutenant, wird ja wohl auch da Mancher seine Sache verstehen," meinte Borchardt, „aber im Uebrigen danke ich für die gute Meinung. Ja, hoch hinaus will ich nicht, Jeder bleibe, was er ist."

„Sehen Sie, solch' ein Mann von der alten Sorte ist auch mein Vater," fuhr Joachim fort, „immer bei der Arbeit, pflichttreu, redlich und einfach."

„Ach, der Herr Rath ist ein vortrefflicher Herr, wer wüßte das nicht; und er hält sich stattlich und gut, der Herr Lieutenant werden ihn und die Frau Mutter wenig verändert gefunden haben, die gnädige Frau hat, glaube ich, noch kein graues Haar."

Joachim nickte. „Ja, meine Eltern sind, Gott sei Dank, recht frisch."

„Hm, und die Fräulein Schwestern, die haben der Herr Lieutenant wohl kaum wiedererkannt, in dem Alter machen ein paar Jahre viel aus."

Joachim athmete erleichtert auf; jetzt brachte Borchardt selbst das Gespräch dahin, wo er es haben wollte.

„Ja natürlich, mit Ausnahme Charlottens sind meine Schwestern gewaltig verändert, und sie sehen alle gut aus und sind fröhlich und frisch, alle bereit, ihren Bruder erschrecklich zu verwöhnen. Da fällt mir ein, Herr Borchardt, ich bin sehr unhöflich gewesen, ich habe gar nicht einmal nach Ihrer Tochter gefragt. Damals, vor Jahren, habe ich sie öfter bei uns im Hause gesehen. Wie geht es ihr denn?"

„Danke, sie ist in Arbeit."

„Ah — also so fleißig wie der Vater."

Der Alte schwieg.

„Es sieht hier bei Ihnen schmuck und sauber aus, man merkt, daß geschickte Frauenhände dafür sorgen," fuhr Joachim fort, „und auch hier die Blumen an den Fenstern zieht wohl Ihre Tochter?"

„Ja, es ist so ihre Liebhaberei."

Borchardt war auf einmal so einsilbig geworden, daß Joachim wohl sah, auf diese Weise kam er nicht an's Ziel. So steuerte er gerade darauf los, indem er sagte: „Nun, und ist sie auch schon verlobt?"

Der Alte runzelte die Stirn. „Verlobt," murrte er, „so wie das die Leute nennen, daß Einer mit ihr spazieren geht und ihr Geschenke macht und allerlei Firlefanz treibt — nein, das nicht — aber heirathen wird sie recht bald."

Joachim zwang sich zu einem Lachen. „Nun, Meister Borchardt, dann wird's zuvor doch noch zu dem Verlobungsfirlefanz kommen, wie Sie es nennen, ohne Verlobung keine Hochzeit. Und wer ist der Mann, den sich Fräulein Therese erwählt hat?"

„Erwählt?" wiederholte Borchardt. „Er hat um sie gefreit, weil er eine Hausfrau braucht und weiß, daß Therese ein ordentliches und tüchtiges Mädchen ist, und sie wird ihn heirathen, weil er ein braver Mann ist, der sein Auskommen hat. So wird in unserem Stande geheirathet. — Es ist der Kaufmann Bergfeld aus der Langenstraße, Sie werden wohl seinen Laden da gesehen haben — ein nettes Materialgeschäft."

„Ach so — ja wohl" erwiderte Joachim, an seinem Bart zupfend, „Sie sehen die Sache rein praktisch an, bester Herr Borchardt, mit den Augen des alten Mannes, wir jungen Leute pflegen anders darüber zu urtheilen — Fräulein Therese wahrscheinlich auch. Nun, wenn ich morgen noch irgend Zeit gewinnen kann, komme ich noch auf einen Augenblick zu Ihnen heran, um ihr selbst meinen Glückwunsch zu sagen — sie wird sich meiner ja wohl noch erinnern."

Es kam das Letzte nicht ohne einige Verlegenheit über Joachim's Lippen, die Borchardt nicht entging. Er rückte sein Käppchen, sah ihn von der Seite an und sagte dann: „Hm, sehr gütig, aber das mögen sich der Herr Lieutenant nur ersparen, würden wenig Dank davon haben."

„O, ist Fräulein Therese so stolz geworden?" versuchte Joachim zu scherzen.

„Sie hat alberne Grillen im Kopf und will den Bergfeld nicht haben", grollte der Alte, „weiß der Teufel, auf wen sie warten will, sie hat wohl Romane oder derlei dummes Zeug gelesen, hat verschrobene Ideen im Kopf. Na, wenn sie erst die eigene Wirthschaft und, so Gott will, ein Haus voll Kinder hat, dann wird sie an den Unsinn nicht mehr denken, der ihr heute den Kopf verdreht."

„Soll ich das so verstehen, daß Sie Ihre Tochter zwingen wollen, gegen ihren Willen Bergfeld zu heirathen?" fragte Joachim.

„Ja, natürlich, dafür bin ich der Vater, daß ich Verstand für sie habe, der ihr davongelaufen ist."

„O Herr Borchardt, so grausam werden Sie nicht sein, Ihre Tochter in das Joch einer unglücklichen Ehe zwingen zu wollen. Herr Bergfeld mag ja ein sehr braver Mann sein, der sein Auskommen hat; doch wir jungen Leute erkennen auch die Rechte des Herzens an, lassen Sie Fräulein Therese Zeit, es wird sich dann ein Mann finden, den sie liebt und der sie glücklich macht."

„Das mag bei Ihnen so sein, Herr Lieutenant," antwortete Borchardt ziemlich unwirsch, „obgleich ich nicht so dumm bin, daß ich nicht wüßte, daß auch in Ihrem Stande das Geld und das gute Auskommen bei der Heirath mitspricht, bei uns aber ist es allemal so, und wenn zwei brave, ordentliche Leute sich heirathen, so werden sie sich auch mit der Zeit gut und leben zufrieden miteinander, und damit basta."

„Es mag ja bisweilen zutreffen, was Sie da sagen, Herr Borchardt," versetzte Joachim, „doch schickt sich nicht Eines für Alle. Wenn Fräulein Therese eben diesen Mann nicht mag, wenn sie ihr ganzes Glück an dieser Verbindung scheitern sieht, so können und werden Sie sie nicht dazu zwingen wollen. Denken Sie nur, welch' ein Schmerz für Sie, Ihre einzige Tochter unglücklich zu sehen, sich dann sagen zu müssen, daß Sie selbst dies Unglück durch Ihre Strenge verschuldet haben. O nein, Herr Borchardt, das können Sie nicht wollen! Und überdies," fuhr er, in einen leichteren Ton übergehend, fort, da er des alten gerunzelte Stirn sah, „warum haben Sie es denn so eilig mit der Heirath? Fräulein Therese ist ja noch jung und bekommt sicher noch einen besonderen Mann, und Ihnen kann es doch nur lieb sein, sie noch eine Weile im Hause zu behalten und für sich sorgen zu lassen. Was wollen Sie nur so allein anfangen?"

„Wir Alten dürfen nicht an uns denken, 's ist unsere Pflicht und Schuldigkeit, für unsere Kinder zu sorgen," erklärte Borchardt, „und — was Sie da sagen, klingt ganz schön, aber es stimmt nicht. Therese muß unter die Haube, damit sie die überspannten und hochfahrenden Gedanken, all' den Unsinn, der ihr im Kopf steckt, vergißt, dafür bin ich der Vater, daß ich das einsehe und für das Mittel sorge, das sie kurirt; das kopfhängerische Wesen und das Seufzen und Sprechen von Liebe und Schnickschnack müssen ein Ende nehmen."

Er hatte sich in immer größere Heftigkeit hineingesprochen und schob mit einer ärgerlichen Bewegung sein Käppchen hin und her.

„Sie sprechen wie ein hartherziger alter Mann, aber nicht wie ein liebender Vater, Herr Borchardt," rief Joachim, „und denken Sie an mich, Sie werden es bereuen, wenn Sie nach diesen grausamen Worten handeln. Therese wird, wenn Sie zu der Ehe mit einem ungeliebten Manne, der sie nicht versteht, zwingen, daran zu Grunde gehen, sie gehört nicht zu den Mädchen, die alles Wünschen ihres Herzens in der Sorge für den Haushalt befriedigt finden. Sie ist eine höher veranlagte Natur, ein weiches Gemüth, das Liebe bedarf; und Sie wird auch aufhören, Sie zu lieben, den harten, unerbittlichen Vater, der sie in ein Joch hineinzwingt, gegen das sie sich sträubt. Bedenken Sie wohl, was Sie thun!"

„Ich habe es längst bedacht, ich bin kein Kind und weiß, was ich weiß", erwiderte Borchardt, dem das Blut bei den letzten Worten Joachim's immer mehr zu Kopfe gestiegen war, „und übrigens alle die schönen Worte da, Herr Lieutenant, beweisen mir umsomehr, daß es hohe Zeit ist, daß die Therese heirathet. Wenn junge Herren so große Fürsprecher für ein Mädchen werden, dann ist's nicht richtig, entweder sie ist zu hübsch, oder zu überspannt, oder weiß der Teufel was; dann braucht sie einen Mann, der alle dem den Garaus macht."

Joachim wurde roth. „Sie scheinen mich ganz mißzuverstehen, Herr Borchardt", sagte er, „ich habe Fräulein Therese seit Jahren nicht gesehen, — ich — es ist nur die Theilnahme für die Menschen, die ich seit meiner Kindheit kenne — ich könnte es Ihnen übel nehmen, daß Sie dergleichen Gedanken hegen."

„Nichts für ungut, Herr Lieutenant," sagte Borchardt in ziemlich verdrießlichem Ton, „ich habe nichts Schlimmes gemeint, weiß übrigens auch, daß meine Therese ordentlich und brav ist, und eben weil ich will, daß sie das bleibt und sich nicht Flausen in den Kopf setzt, darum soll und wird sie heirathen. Es ist übrigens ja auch nur meine und ihre Sache. Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, ich glaube, der Bursche ist da nebenan in der Werkstatt, ich muß einmal nachsehen, was er da treibt."

Damit wandte er sich der Thüre zu, und Joachim mußte diesen sehr deutlichen Wink verstehen. Was sollte er auch noch länger hier, wenn er nicht den schon erregten Verdacht des Alten bestärken wollte; daß er Nichts erreichen konnte, empfand er nur zu sicher.

So erhob er sich und als Borchardt, nachdem er ein paar Worte mit dem Burschen gewechselt, wieder in die Stube zurückkehrte, bot er ihm die Hand und sagte: „Nun adieu, Meister, ich muß nach Hause und was ich da gesprochen, darüber grollen Sie nicht, sondern überlegen sich's lieber im Stillen noch einmal."

Ein brummender Ton war die Antwort, dann sagte er: „Adieu, Herr Lieutenant, war mir viel Ehre, daß Sie mich besuchten."

Joachim war verstimmt, er hatte das Gegentheil von dem, was er gewollt, herbeigeführt. Borchardt war nur fester in seiner Absicht geworden und hatte Verdacht gegen Therese geschöpft. Wie sollte er nur morgen vor das Mädchen hintreten, wie den Klagen und Thränen, den Verzweiflungsausbrüchen, die ihn da erwarteten, begegnen. Wenn er sie vergeblich warten ließe? wenn er ihr einige Zeilen schriebe? Er verwarf diesen flüchtig auftauchenden Gedanken sofort wieder — wie hätte er ohne Abschied von ihr gehen können, ohne ein Wort des Trostes! Freilich, womit sollte er sie trösten?! Nun, schon seine Nähe und sein freundlicher Zuspruch würden ihr wohlthun; und er selbst — er konnte es sich nicht verhehlen, ihn selbst verlangte danach, noch einmal die anmuthige Gestalt in seine Arme zu schließen, noch einmal in diese sehnsüchtig verlangenden Augen zu blicken, diese rosigen Lippen zu küssen. Es war ja zum letzten Mal — warum sollten sie sich das Glück dieser kurzen Stunde nicht gönnen!

Er war den ganzen Tag über zerstreut und aufgeregt, ihm war es fortgesetzt, als könnten die Seinen von seinem Besuch bei Borchardt erfahren und er müßte sich dann darüber rechtfertigen; und dennoch konnte er sich nicht entschließen, selbst von demselben zu sprechen; schließlich lachte er denn über seine Thorheit, wie sollten sie denn bis übermorgen davon hören, und später, wenn's einmal der alte Borchard selbst erzählte, nun, dann war er eben fort!

Borchardt befand sich in einer noch weit übleren Stimmung als Joachim. Er hielt die kleine Pfeife zwischen den Zähnen und blies mächtige Dampfwolken aus, die ihn und das ganze Zimmer in Rauch hüllten. Es war ihm heute zum ersten Mal begegnet, daß ein Fremder, und noch dazu solch ein junger Herr, der nicht die Hälfte seiner Erfahrung hatte, sich in seine Angelegenheiten gemischt, ihm Rath zu ertheilen gewagt hatte! Er grollte mit sich selbst, daß er Herrn von Steinitz dazu Gelegenheit gegeben, indem er ihm Mittheilungen gemacht, die diesen nichts angingen; er war doch sonst kein Schwätzer, wie war er nur dazu gekommen, hier den Mund so nutzlos aufzuthun! Was aber hatte den Lieutenant veranlaßt, so lebhaft für Therese Partei zu nehmen? Er war ja ganz Feuer und Flamme gewesen!

Freilich hatte er gesagt, er habe Therese seit Jahren nicht gesehen — sollte es nicht wahr sein, sollte sich sein Kind so weit vergessen haben, mit Herrn von Steinitz eine Bekanntschaft anzuknüpfen, die dieser verleugnen wollte?

Die Dampfwolke wurde noch dichter; es war ja unmöglich, einfach unmöglich! Aber schon, daß dieser Gedanke in ihm auftauchen konnte, war Grund genug, Therese zu verheirathen; ein junges, hübsches Mädchen, ohne die Aufsicht einer Mutter, oft Tage lang allein im Hause, das that nicht gut, und was bisher noch nicht geschehen war, konnte künftig geschehen, zumal wenn das Mädchen so thörichte, überspannte Ideen im Kopfe hatte, wie Therese.

Als die Tochter nach Hause kam, merkte sie bald die böse Laune des Vaters; an ein freundliches und gesprächiges Wesen war sie freilich bei ihm nicht gewöhnt, heute aber war er doch absonderlich mürrisch, und sie fragte sich nur im Stillen, klopfenden Herzens, ob sie daraus auf Gutes oder Schlimmes, auf eine Nachgiebigkeit, die ihm schwer werde, oder auf ein starres Festhalten seines Willens zu schließen habe.

Sie saß schweigend über ihr Nähzeug gebeugt, die Hände zitterten ihr so, daß sie kaum ihre Nadel zu halten vermochte.

„Da war auch heute Besuch bei mir", begann der Vater endlich, „der Herr Lieutenant von Steinitz ging gerade vorüber und sprach bei mir vor."

Eine glühende Röthe ergoß sich über Theresens Wangen und die Nadel glitt in den Finger, so daß ein heller Blutstropfen hervorquoll.

Der Vater fixirte sie scharf.

„Du wirst ja auf einmal dunkelroth", forschte er, „was geht Dich der Herr Lieutenant an?"

Sie zuckte die Achseln und neigte den Kopf noch tiefer. „Ich kenne ihn ja kaum, ich stach mich nur."

Sie nahm den Finger zwischen die Lippen und sog den Blutstropfen auf.

„Ich weiß auch nicht, was den vornehmen Herrn herführte, paßt gar nicht hierher, — na, gleichviel, will glauben, daß er es gut meinte."

Er zog die Uhr heraus. „Schlafenszeit, mache auch, daß Du in Deine Kammer kommst, ich kann das Aufsitzen bis in die Nacht nicht leiden."

Er stand auf und zündete ein Licht an. „Und damit Du's weißt, ich habe das Warten und Tändeln jetzt satt, morgen Abend gehe ich zu Bergfeld und sage ihm, daß er Dir seinen Ring bringen kann, nächsten Sonntag werdet Ihr aufgeboten und in vier Wochen ist Hochzeit."

Therese hatte den Kopf gehoben, ein angstvoll flehender Blick traf ihn. „Vater!"

„Schweige! Ich will all' das thörichte Zeug nicht noch einmal hören. Einen vernünftigen Grund hast Du gegen ihn nicht anzuführen, und Du wirst es mir noch einmal danken, daß ich Dir einen braven, tüchtigen Mann verschafft habe. Es bleibt dabei, gute Nacht."

Die Thür fiel hinter ihm in's Schloß und Therese schlug mit einem Jammerlaut die Hände vor das Gesicht.

12.

Die Nacht hatte Therese keinen Schlaf gebracht; schweigend hatte sie mit dem Vater das Frühstück eingenommen, seine finstere, harte Miene hatte ihr nicht den Muth gegeben, noch ein Wort der Bitte auszusprechen. Nun war er fort und sie saß, müde vom Weinen, und in fiebernder Aufregung auf jeden nahenden Schritt lauschend. Joachim wollte ja kommen — sie sollte ihn sehen, noch einmal sehen und Abschied von ihm nehmen! Dann war es ihr plötzlich wieder, als müsse er ihr Hilfe bringen, sie retten aus diesem grausamen Elend; er hatte so sicher, so siegesmuthig gesprochen. Wenn es möglich wäre! Und von Neuem flossen ihre Thränen.

Da endlich ein Klopfen an der Thür, sie sprang auf, es war Joachim.

„Ach!"

Wie sie nun vor ihm stand, mit dem glühenden, thränenüberströmten Gesicht, den traurigen und zärtlichen Augen, streckte er ihr in überwallendem Gefühl die Hände entgegen.

„Liebe Therese!"

Und ehe Beide wußten, wie es geschehen, lag sie an seiner Brust, er küßte ihren Scheitel und sprach beruhigende und tröstende Worte.

„Sie wissen schon, daß ich nichts erreicht? Ihr Vater ist strenge und unerbittlich," sagte er.

Sie nickte.

„Vergeben Sie mir, Therese, daß ich Ihnen nicht helfen konnte, fügen Sie sich in das Unvermeidliche, wir Alle müssen es ja, wir seufzen unter der Härte des Schicksals und können doch seinem ehernen Druck nicht entrinnen, vielleicht daß einst noch ein Lichtstrahl in das Dunkel Ihres Lebens fällt."

„Nie, nie!"

„O, lassen Sie mich's hoffen, es muß ja eine Zeit kommen, wo man überwunden hat, was unerträglich schien, wo diese Qualen sich mildern, neues Glück und neue Hoffnungen auftauchen, wie sollte man sonst das Leben ertragen!"

Wieder mißverstand sie seine Worte, deutete sie, daß er sie ebenso liebe, wie sie ihn.

„Niemals, zwingen kann mich der Vater nicht, will er es doch, so weiß ich, was ich thue."

Es leuchtete eine solche Entschlossenheit in ihrem Blick, daß er erschrocken fragte: „Um Gotteswillen, Therese, was wollen Sie thun?"

„Fortlaufen, in die weite Welt hinaus — in's Wasser gehen!"

„Therese!"

„Was ist an dem erbärmlichen Leben gelegen; lieber todt, als einem verhaßten Manne angehören, wenn man einen Andern liebt."

Es wallte heiß in ihm auf. „Therese, bin ich dieser Andere, um den Du sterben willst?"

„O, Joachim, Du fragst noch?"

Er hielt sie in seinen Armen und sie tauschten Kuß um Kuß. Er war wie berauscht — er mußte sie retten, durfte sie nicht einem verhaßten Geschick, dem unbeugsamen Willen eines harten Vaters überlassen; er hatte das Schicksal des Mädchens seiner Wahl, ihre Vorsehung, ihr Alles sein, sie erheben, beglücken wollen, — hier war es so. Alles das jagte wild durch seinen Kopf, zwischen Küssen, Liebesworten und Schwüren der Treue. Wenn er zu Borchardt käme und um Theresens Hand würbe? Der Alte würde ihn schnöde zurückweisen, von seinem Standpunkt konnte er nicht anders. Und seine Eltern? Sein Vater zumal? Er würde ihn wahnsinnig nennen. Er schreckte vor dem harten, aussichtslosen Kampfe zurück, das war ja Alles unmöglich!

„Ich muß fort, morgen schon fort," rief er in bitterer Selbstqual, „und Du bleibst hier! Was wirst Du thun?"

„Sterben!" sagte sie, sich an ihn lehnend.

„Um Gottes willen, Therese, welch' wahnsinniges Wort, ich kann es nicht hören!"

„Was bleibt mir übrig? Kannst Du's wollen, daß ich Bergfeld's Frau werde?"

Er preßte seine Lippen auf die ihren. „Nein, nein, ich will es nicht!"

Warum nur zögern, sie waren vom Schicksal für einander bestimmt, zwei Unverstandene, zwei unter dem Druck des Lebens Seufzende, hier bei ihr, in ihrer hingebenden, tiefen Liebe würde sein Herz Ruhe finden, er wollte ja nur geliebt sein—weiter nichts!!

„Therese, willst Du mein Weib werden?" fragte er in stürmischer Erregung.

„Wie Du fragst; das ist ja unmöglich, Du so vornehm, so hoch über mir!"

„Danach fragt die Liebe nicht. Wir lieben uns, das ist genug. Ich will Dich vor Deinem Schicksal retten, Du sollst meinen Namen tragen, mein Weib sein vor Gott und Menschen. Doch wir müssen unsere Eltern durch die Macht der Thatsachen zwingen; Du entfliehst Deinem Vater, kommst heimlich mit mir, nach meiner Garnison, dann erst erfahren die Unsern, wo Du bist. Du stehst unter meinem Schutz und die Rückkehr ist dann unmöglich. Du willst?"

„Ob ich will! Deine Frau! O mein Gott, mein Gott, ist so viel Glück denn möglich?"

„Du darfst nicht sterben, Therese, so viel Schönheit und Jugend ist zum Leben und Glücklichsein bestimmt, Du sollst glücklich werden durch mich."

„O Du Lieber, Einziger — mein Retter, mein Erlöser!"

Es war wie ein Sturm über ihn gekommen; was sich ihm als Zweifel und Frage aufdrängen wollte, wies er weit von sich; das zärtlich liebende Weib, das zu ihm aufsah wie zu einem Gott, dessen Befreier aus banger Noth er wurde, mußte auch ihm Glück bringen, in ihr hatte er gefunden, wonach sein Herz vergeblich gesucht, alles Andere war Irrthum, Schein, Trug gewesen, hier war Wahrheit!

Als eine Stunde später Joachim das Haus verließ, war das Nothwendigste besprochen. Er wollte nur bis zur nächsten Station fahren und dort den zwei Stunden später nachfahrenden Zug erwarten. Diesen sollte Therese benutzen, der Vater war auch morgen außerhalb in Arbeit, so würde sie vor Abend Niemand vermissen und bis dahin waren sie bereits nahe dem Ziel ihrer Reise. Was dann weiter werden sollte, darüber hatten sie Beide nicht nachgedacht—Therese ließ sich willenlos von Joachim leiten und er befand sich in einer zitternden, leidenschaftlichen Erregung, die jede ruhige Ueberlegung, jedes Weiterdenken ausschloß.

Es schoß einmal ein Gedanke durch sein Hirn, daß er sich jetzt rasch und kühn von Melitta gelöst, ihr gezeigt habe, daß er sich zu ihrem Sklaven nicht machen lasse, daß er seine Gattin zu sich emporziehen wolle und nicht von ihr emporgezogen sei. Dann verwarf er diesen Gedanken wieder — was kümmerte ihn Melitta? — er hatte sie nicht geliebt, er war nur geblendet von ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, einen Augenblick gefangen von dem Netz, das sie über ihn, wie über jenen Mann geworfen; das war nicht Liebe, geliebt hatte er nur Therese früher, jetzt, immer, sie, die in demüthiger Liebe zu ihm emporsah.

Seine erregte Stimmung, die Fülle all' der gemischten Gedanken und Empfindungen, die wirr in ihm durcheinanderfluteten, suchte er hinter einer forcirten Lebhaftigkeit zu verbergen; doch seine Scherze klangen gezwungen, sein Lachen hatte etwas Gequältes. Den jüngeren Geschwistern entging das, sie waren harmlos froh mit ihm, nur Charlotte fühlte sich beunruhigt, sie beobachtete ihn und konnte doch den Grund seines unnatürlichen Wesens nicht finden.

„Wie nervös Joachim ist," flüsterte ihr die Mutter zu, „der bevorstehende Abschied regt ihn so auf, und er will's hinter der Lustigkeit verbergen."

„Meinst Du?" entgegnete Charlotte ernsthaft.

„Bemerkst Du's nicht? Sieh doch, wie seine Hände zittern. Wie ist es rührend, daß der gute Junge uns so lieb hat."

Charlotte schwieg.

„Was flüstert Ihr? Galt es mir? Irgend etwas Haarsträubendes über meinen Leichtsinn, meine Herzlosigkeit?" warf Joachim, zu ihnen gewandt, hinein. „Tante Lotte, Du begreifst es nicht, daß ich Scheusal lachen kann, obgleich ich morgen um diese Zeit weit von Euch entfernt bin? Beweine mein schwarzes Herz und bete dafür. Nicht wahr, Du hältst mich für unverantwortlich leichtsinnig?"

„Nur für sehr aufgeregt, Joachim," entgegnete Charlotte, „Deine Lustigkeit ist unnatürlich."

„O diese Weisheit, diese lammfromme Unschuld," rief Joachim, „die es nicht begreift, daß es Menschen gibt, bei denen die Aufregung das Natürliche ist, ohne Aufregung hörten sie auf zu athmen, zu leben. Aufregung ist das Element, in dem ich mich wohl fühle, wie der Fisch im Wasser, in dem allein—"

„Joachim, höre doch auf, siehst Du nicht, daß Du die Mutter beunruhigst?" unterbrach ihn Charlotte.

„Ach, liebste Mutter, sorge Dich nicht um Deinen thörichten Sohn! Ich bin glücklich, sehr glücklich."

„Und sehr nervös," meinte die Mutter. „Du warst das schon als Kind, ich weiß es wohl, aber es steigert sich und das ist nicht gut."

Sie strich ihm über das krause Haar, und er küßte ihre Hand.

„Du gute, gütige Mama, Du wirst mich immer verstehen und mich immer vertheidigen, wenn—nun, wenn es nothwendig sein sollte."

„Ich hoffe, daß es niemals nothwendig sein wird, mein Joachim," versetzte die Mutter zärtlich.

„Nun, wer weiß," meinte er achselzuckend. „Gretchen, spiele uns jetzt einmal eine Polka, ich sehe, daß Walther eine unbezwingliche Tanzlust hat, und ich glaube, mir geht es ebenso."

Er begann eine lustige Melodie zu pfeifen und schwang sich, noch bevor Gretchen am Klavier saß, mit Adele durch das Zimmer.

Der Zug ging am nächsten Morgen um sechs Uhr ab, trotzdem waren alle Hausgenossen um den Kaffeetisch versammelt, auch die Kleinen hatten es sich nicht nehmen lassen, den Bruder noch zu sehen.

Joachim selbst war blaß und still, offenbar nicht Herr seines Denkens und Thuns; er überhörte eine an ihn gestellte Frage, warf sich ein Stück Zucker nach dem andern in die Kaffeetasse, bis Charlotte sagte: „Joachim, der Kaffee wird ungenießbar", und ließ ihn dann fast unberührt vor sich stehen.

Als der Augenblick des Abschiednehmens kam, umarmte er stürmisch Einen nach dem Andern und allerlei ungereimtes Zeug sprudelte zwischen Lachen und Rührung über seine Lippen.

Der Vater allein begleitete ihn zum Bahnhof; als er mit diesem in die Droschke stieg, sahen ihm von jedem Fenster feuchte Augen nach und winkten die Hände ein Lebewohl.

„Luise und Adele könnten uns doch begleiten", sagte Joachim, „wir haben noch vollkommen Zeit, wenn sie sich eilen."

Ihm war das Alleinsein mit dem Vater nicht behaglich. Doch dieser legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Lasse es gut sein, ich wünschte es nicht."

Noch ein Grüßen und Nicken, dann fuhr der Wagen fort.

„Ich bin kein Mann von vielen Worten," begann Herr von Steinitz, „doch wollte ich Dir noch unter vier Augen sagen, mein Sohn, daß ich in diesen Wochen Deines Aufenthaltes hier Manches gesehen habe, was mir nicht gefällt. Es ist etwas Ungleiches, Zerfahrenes in Dir, was ich allenfalls noch mit Deiner Jugend entschuldigen will, was mich aber doch mit Bedenken erfüllt. Du stehst zum Mindesten an der Schwelle des Mannesalters, und ein Mann muß mit sicherem Schritt ruhig vorwärts. Leider hast Du Leo lange nicht gesehen, Du könntest Dir sonst auch darin ein Beispiel an ihm nehmen; er hat stets, auch als Jüngling, den besonnenen Ernst besessen, der vor Abwegen schützt. Dieses Ueberspringen von einem Extrem zum anderen mag vielleicht in der Gesellschaft interessant machen, Deine bisweilen fast ausgelassene Heiterkeit hat ja auch Deine Schwestern höchlich amüsirt, aber sie bildet nicht die Basis eines vernünftigen Lebens. Dein Wesen macht mich besorgt um Deine Zukunft, Joachim, ich fürchte, Du könntest Dich von flüchtigen Eindrücken und von Einflüssen Anderer leiten lassen; vergiß nicht, mein Sohn, daß Du ganz auf Dich selbst gestellt bist, daß Du Deinen eigenen Weg machen mußt und daß Ihr beiden Aeltesten, wenn wir — Deine Mutter und ich — einmal nicht mehr sein werden, an unsere Stelle den vielleicht noch unerzogenen Geschwistern gegenüber treten müßt. Wir haben ja die Beweise, daß Deine Vorgesetzten mit Dir zufrieden sind, mache Dich dieser Zufriedenheit immer würdig, lasse Dich nicht durch die Versuchungen des großstädtischen Lebens verführen, und vergiß nicht, welche Pflichten Dir obliegen, welche Hoffnungen ich auf Dich und Leo setze."

Joachim hatte der Rede des Vaters mit peinigender Ungeduld zugehört; jetzt hatten sie den Bahnhof erreicht und so wurde er der Antwort überhoben. Es war eben nur noch Zeit, Billet und Gepäck zu besorgen, sie standen vor dem Kupee.

„Lebe wohl, lieber Vater."

„Lebe wohl, mein Sohn, vergiß nicht, was ich Dir gesagt."

„Du wirst nie etwas von mir hören, was nicht mit Recht und Ehre in Einklang stände," sagte Joachim.

Die Hand, die er dem Vater reichte, zitterte, noch ein fester Druck, die Kupeethür schlug zu, der Zug setzte sich in Bewegung.

Zwei Stunden später ging Joachim ungeduldig auf dem kleinen Bahnhof F. umher; in fieberhafter Aufregung erwartete er den Zug, der bereits signalisirt war—da endlich brauste er heran. Mit raschem Blick überflog er die Fenster, da fing er Theresens angstvollen, suchenden Blick auf, er winkte ihr, im Kupee zu bleiben, sprang zu ihr hinein und jubelnd und schluchzend zugleich lag sie in seinen Armen; durch ein Trinkgeld an den Schaffner hatte Joachim es erreicht, daß sie allein blieben; ihm wäre die Gegenwart eines Fremden, der ihnen Zwang auferlegte, unerträglich gewesen.

Therese zitterte und weinte und hielt krampfhaft seine Hand in ihren beiden.

„Mir war so namenlos ängstlich, Joachim, Du könntest nicht da sein, Du könntest es bereut haben und ohne mich weiter gefahren sein," schluchzte sie. „Als heute früh der Vater fortging und ich ihm nur so kurz Adieu sagen durfte, wie sonst, wurde mir so furchtbar schwer um's Herz, ich hätte aufschreien mögen. Ich kam mir auf einmal so schlecht, so verworfen vor, daß ich heimlich davongehen wollte, einem Manne nach, der doch nicht mein Mann ist."

„Der es aber wird, so wahr mir Gott helfe, Therese," antwortete Joachim, „hast Du kein Vertrauen zu mir, hältst Du mich für schlecht, glaubst Du, daß ich es nicht ernst meine?"

„O, ich vertraue Dir ja und habe Dich so lieb, aber—ach, ist es denn möglich, daß ich Deine Frau werde, wirst Du alle die Schwierigkeiten überwinden können, auch nur wollen? Hast Du mich wirklich so lieb?"

„Wie kannst Du fragen, Therese? Welche herrlichere Aufgabe gäbe es für einen Mann, als das Mädchen, das er liebt, aus grausamen Fesseln zu lösen, sie zu sich zu erheben, einen Kampf für sie zu bestehen, es mit der Welt und dem Schicksal für sie aufzunehmen und sich aus thörichten Vorurtheilen hinauszuretten auf eine Insel der Seligen, auf der nichts herrscht, als die Liebe. Ja, Therese, ich schwöre es bei Allem, was Dir und mir heilig ist, bei allem Großen, Hohen und Schönen, Du sollst mein Weib vor Gott und Menschen werden und meinen Namen tragen, und ich will Dich so glücklich machen, als es die Liebe vermag. Es soll mein Stolz und meine Ehre sein, den Kampf um unsere Liebe kühn und muthig zu durchkämpfen. Bist Du nun ruhig? Glaubst Du mir jetzt?"

„Alles, Alles, ich bin unaussprechlich glücklich."

Joachim dünkte sich sehr stolz in seinem Opfermuth, das namenlose Mitleid mit Therese hatte sich in Glück und Liebe gewandelt und er überströmte sie mit der Fluth dieser reichen und beseeligenden Empfindung.

Erst als sie sich ihrem Reiseziel näherten, trat die Schwierigkeit der Situation wieder in ihre Rechte. Wo sollte Therese für die nächste Zeit bleiben? An eine sofortige Heirath war nicht zu denken, den für den Offizier dazu nothwendigen Konsens würde er aus mehr als einem Grunde nicht bekommen, das war ihm vollständig klar. Einestheils konnte er nicht den geforderten Vermögensnachweis liefern, anderntheils würde die Ehe mit einer Handwerkertochter in dem Offizierkorps auf unüberwindlichen Widerstand stoßen. Das waren ja die gewaltigen vor ihm aufgethürmten Satzungen und Gesetze, mit denen den Kampf aufzunehmen ihn wie eine Großthat, ein Heldenthum dünkte, mit dem er dem unter ihrem Drucke seufzenden Menschengeschlecht einen Dienst zu leisten meinte. Ihm war es jetzt zu Sinne, als habe er stets selbst unter diesem Drucke gelitten, als sei es durch sein ganzes Leben sein Wünschen und Wollen gewesen, seinen von ihm belasteten Mitmenschen zu helfen. Doch dieser Kampf kostete Zeit, heute oder morgen konnte Therese nicht seine Frau werden, sie auch nur für die nächsten Tage in seine Wohnung aufzunehmen, war ein Gedanke, den er weit von sich wies; das junge Mädchen allein in einem Hotel zu lassen, ihren Sorgen und Gedanken hinzugeben, ging auch nicht wohl an, auch kostete das viel Geld — wo sollte er es hernehmen?

Sie hatten eine Weile geschwiegen, er, diesen beunruhigenden Gedanken hingegeben, sie, an seine Schulter gelehnt, mit müde geschlossenen Augen, im Halbschlaf.

„Hast Du in B. irgend welche Bekannte?" fragte er plötzlich unvermittelt.

Sie fuhr auf. „Ich?" fragte sie erstaunt. „Wie sollte ich?"

„Ja so, es war ja unmöglich! Ich dachte nur darüber nach, wo Du für die nächste Zeit bleiben könntest."

„So wird es noch lange dauern, bis wir uns heirathen können?"

„Doch wohl, mein Kind; Offizier werde ich schwerlich bleiben können, dazu sind wir zu arm, ich muß eine andere Stellung suchen."

Sie sah mit dem ängstlich zärtlichen Blick, der stets sein ganzes Herz gefangen nahm, zu ihm auf.

„Ach, Alles um mich, Joachim, Du Armer, Lieber!"

(Fortsetzung folgt.)

Laien-Weisheit.

Einem Naturforscher.

Nicht dem Chaos, nur dem Kosmos
Gelte unser Thun und Kümmern;
Wahrheit liegt allein im Weltbau,
Nicht in seinen todten Trümmern.

Idahos Vorzüge.

Die Bewohner von Idaho wissen nicht genug die Vorzüge ihrer Heimath zu rühmen. So schreibt z. B. die im Territorium erscheinende „Cassia County Times":

„Fremde fahren in der Eisenbahn über weite Strecken von Lavabetten und über mit wildem Salbei bedeckte Wüsteneien und fragen sich verwundert, wozu dies Land eigentlich geschaffen sei, und warum Menschen thöricht genug sind, sich auf demselben niederzulassen. Sie lachen verächtlich, wenn man ihnen mittheilt, daß es in Idaho Millionen von Ackern Land gibt, auf denen mehr Weizen, Roggen oder Gras geerntet werden kann, als auf dem reichsten Prairieboden in Illinois, und daß Tausende fleißiger Menschen die fruchtbaren Felder in Iowa verlassen, um hier die Wüste zu cultiviren und nach einem zweijährigen Versuch sich hier so fest einzubürgern, daß sie unter keinen Umständen wieder nach dem Osten zurückkehren würden. Unser oberer Bergdistrict besitzt ein Klima, welches an Mannigfaltigkeit geradezu unerreicht dasteht. Wir können Weinreben pflanzen, wie im südlichen Californien, unsere Pfirsiche sind so gut, wie die in Delaware, unser Apfelreichthum kommt dem von Michigan gleich, unser Weizen ist besser, als der von Minnesota oder Dakota, und Gold und Silber gibt es bei uns, wie in Colorado. Unsere Viehzüchter machen ein so gutes Geschäft, daß sie Niemand in anderen Staaten oder Territorien zu beneiden brauchen, und unsere Pferde wetteifern mit denen von Kentucky. Unser Klima, unser Wasser, unser Gras und anderes Futter setzen uns in den Stand, die beste Butter und den besten Käse zu produciren. Ein Acker von unserem Lande, auf richtige Weise mit Alfalfa angebaut, ist in Folge der vorzüglichen künstlichen Bewässerung im Stande, mindestens zweimal so viel Futterstoff für unser Vieh zu liefern, wie ein Acker vom besten Blaugras-Land im Ohio-Thal. Unter einem sehr zweckmäßig eingerichteten System wird das Wasser aus unseren Canälen behufs künstlicher Bewässerung für eine Saison zum Preise von 50 Cents bis einen Dollar den Acker, je nach der Lage, vermiethet, und wer die Mittel besitzt, um sich das Anrecht auf die Benutzung der Canäle für die Dauer zu erwerben, kommt natürlich noch viel billiger weg. Es ist nichts Seltenes, daß hier der Acker Land 30 bis 80 Bushel Weizen liefert, ja es sind sogar Fälle vorgekommen, wo der Ertrag vom Acker bis auf 90 oder gar 100 Bushels stieg.

Wir haben mehr Blei und Eisen, als Missouri, mehr Kupfer, als der District am Superior-See, und noch viele andere kostbare Metalle. Ferner findet man in Idaho große Lager von Schwefel, Kohle, Graphit, Quecksilber und anderen werthvollen Mineralien. Wir haben ergiebige Salzquellen, den feinsten Marmor und gute Bausteine, große Lager von Glimmer und verschiedene Edelsteine von minderem Werth. Unsere Wälder bedecken einen Flächenraum von neun Millionen Ackern Land. Auf unseren Berggipfeln ist es so kalt, wie in Maine zur Winterszeit, und in unseren Thälern herrscht eine gleichmäßige Wärme, wie in Georgia. Die Sterblichkeit in Idaho ist den statistischen Berechnungen zufolge geringer, als in irgend einem anderen Staate oder Territorium der Union."

Die Leutchen in Idaho verstehen es offenbar, recht tüchtig in die Lärmtrompete zu stoßen. Sie benutzen jedenfalls dieses Mittel, um „Grüne" in ihr „Paradies" zu ziehen.

Fortschritte der Telegraphie.

Die Londoner „Pall Mall Gazette", welche in England trotz vielfacher Anfeindungen in dem Rufe steht, einen echt „amerikanischen" Unternehmungsgeist zu besitzen, hat dieser Tage ihre Leser durch eine eigenthümliche Mittheilung überrascht. Sie schrieb nämlich, es sei ihr gelungen, vermittels des transatlantischen Kabels eine Unterredung zu veranstalten, die sich über eine Entfernung von 7619 Meilen erstreckt habe, nämlich von London bis nach Vancouver im britischen Nordamerika.

In London begab sich einer der Redacteure der „Pall Mall Gazette" in die Office der „Commercial Cable Company", um mit einem Special-Berichterstatter des Blattes, der sich gerade in Vancouver aufhielt, auf telegraphischem Wege eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Die Entfernung, welche der elektrische Strom während dieser Unterredung zurückzulegen hatte, erstreckte sich zuerst von London nach Bristol und betrug auf dieser Strecke 140 Meilen. Von dort bis Waterville in Irland waren es 329 Meilen, von Waterville bis nach Canso in Neu-Schottland 2,750 Meilen, und von Canso vermittels der Linien der canadischen Pacificbahn bis nach Vancouver 4,400, im Ganzen also 7,619 Meilen. Es war in London 9 Uhr Abends und in Vancouver erst 1 Uhr Nachmittags, als die seltsame Unterredung begann.

Zuerst kam aus Vancouver von dem Berichterstatter der „Pall Mall Gazette" ein freundlicher Gruß. Er theilte den Herren in London mit, daß sich in seiner Gesellschaft Herr G. Oppenheimer, der Mayor von Vancouver und Herausgeber des „Vancouver News-Advertiser", sowie Herr Cotton, der Superintendent der Pacificabtheilung der canadischen Pacificbahn, befinde. Binnen wenigen Minuten war die Antwort aus London auf diesen Gruß in Vancouver angelangt. Dann hatten der Redacteur und der Berichterstatter eine Privatunterredung, welche ungefähr eine halbe Stunde dauerte. U. A. telegraphirte der Berichterstatter:

„Während ich dieses telegraphire, habe ich den Stillen Ocean vor den Augen. Binnen wenigen Tagen werde ich auf dem englischen Schiff „Parthia" eine 4000 Meilen weite Reise über einen andern Ocean unternehmen, und doch kann ich mich jetzt mit Ihnen ebenso leicht unterhalten, als ob wir durch das Telephon in unserer Office an der Northumberland-Straße in London mit einander sprächen."

Auch Herr Oppenheimer sandte Namens der Stadt Vancouver Grüße an die „Pall Mall Gazette", auf welche von London aus erwiedert wurde. Auch aus Winnipeg und aus New York.

Natürlich konnte die Unterhaltung nicht ohne jede Unterbrechung stattfinden. Es waren sieben „Relais" eingerichtet worden, von denen aus die Depeschen weiter bis zu ihrem Bestimmungsorte befördert wurden. Diese „Relais" befanden sich in Donald, Winnipeg, Port Arthur, Carter, Montreal, Albany und New York, und von jeder dieser Stationen aus wurden die Depeschen unverzüglich weiter telegraphirt, so daß die Unterredung eine kaum nennenswerthe Unterbrechung erlitt.

Die Leistungsfähigkeit des modernen Telegraphen hatte sich wieder einmal auf die glänzendste Weise bewährt.

— Renommist und Lebemann. „Na, ich habe auch schon ein anständiges Vermögen durchgebracht. Donnerwetter, was haben mich allein die Weiber und das Jeu gekostet!" — „Haben Sie schon unter Kuratel gestanden?" —„Nein, noch nicht!" — „Nun, da können Sie ja gar nicht mitreden!"

Verschiedenes.

— Ein Berliner Blatt berichtet: Zur Erweiterung seines Kundenkreises hatte der bekannte Waffen- und Messerfabrikant Hippolit Mehles ein originelles Anziehungsmittel ersonnen. Er sammelte nämlich in einem großen Glaskruge die beim Einschießen seiner Waffenfabrikate verbrauchten Patronenhülsen und stellte—unter Aushändigung eines bezüglichen Scheines — jeder Person, die in dem letzten Quartal irgend einen Gegenstand in seinem Geschäfte gekauft hatte, die Summe von 500 Mark für den Fall in Aussicht, daß dieselbe die Zahl der im Kruge befindlichen Hülsen errathe, andernfalls dieser Betrag an diejenigen fünf Personen vertheilt werden sollte, welche der zu errathenden Ziffer am nächsten gekommen waren. Am 3. Januar nun fand vor Notar und Zeugen die Feststellung der glücklichen Rather statt. Die Auszählung des Kruges ergab den Bestand von 1030 Patronenhülsen. Diese Ziffer war von keiner der vielen Personen, deren jede die von ihr gerathene Zahl auf einen Coupon geschrieben hatte, getroffen worden. Somit gelangten die 500 Mark in der oben angegebenen Weise zur Vertheilung; sie entfielen auf die Ziffern 1013, 1021, 1023 und 1040. Auf die Zahl 1023 hatten zwei Gewinner, ein praktischer Arzt Dr. Wagner hierselbst und ein Herr Paul Schilling in Mühlhausen i. Elf., den Inhalt des Kruges geschätzt. Die übrigen Gewinner waren ein Herr Scharfnagel hier und die Schüler Wilh. Fraude in Charlottenburg und Herm. Deecke in Wunsdorf. Besonders den beiden Letztgenannten dürfte mit der Postanweisung von je 100 Mark, welche denselben morgen der Stephansbote überbringen wird, eine angenehme Ueberraschung bereitet werden. Sämmtliche Fünf hatten unbedeutende Einkäufe gemacht, die zu dem Gewinn in keinem Verhältniß stehen.

— Großes Aufsehen erregt in Zürich in den Kreisen der russischen Kolonie der Selbstmord einer jungen Russin Namens Elisabeth Szelkowzewa in Fluntern, in der ersten Stunde des neuen Jahres. In dem Hause, in welchem sie wohnte, war eine größere Anzahl russischer Studenten zur Sylvesterfeier vereinigt. Vergeblich versuchte man es, sie zur Feier heranzuziehen; sie schützte große Ermüdung vor und wollte früh zur Ruhe gehen. Sie war in Wirklichkeit tief verstimmt, und liegt die Ursache davon anscheinend im Zusammenbruch einer Lebenshoffnung. Sie wollte sich in Bern mit einem russischen Studenten verheirathen. Zu diesem Zwecke war sie in Bern gewesen, jedoch wieder unverrichteter Sache zurückgekommen, weil die russischen Behörden die erforderlichen Papiere nicht eingesandt hatten. So erzählte sie. Nachdem sie kurze Zeit unter den Festgenossen geweilt und sich in zärtlicher Weise von ihrer Wirthin verabschiedet, zog sie sich in ihr Zimmer zurück; sie riegelte sich ein. Während man nun fröhlich das neue Jahr begrüßte, erfolgte ein Schuß und ein Fall. Das Zimmer mußte erbrochen werden und fand man sie darin in ihrem Blute liegen. Sie hatte sich mit einem sechsläufigen Revolver gerade in's Herz geschossen, wobei sie, um ganz sicher zu treffen, noch einen Spiegel zu Hilfe nahm. Es muß der Tod sofort erfolgt sein. In einem kurzen Schreiben, das sie hinterlassen, bittet sie, Niemandem ihren Tod zur Last zu legen; sie handle aus freiem Willen. Ihre sämmtlichen Papiere hatte sie vor der Ausführung des Selbstmordes verbrannt, so daß jeder bestimmte Anhalt für den Selbstmord fehlt.

— Man schreibt aus Hamburg, 29. Decbr.: Das preußische Handelsministerium stellt seit einiger Zeit Ermittelungen über die gewerbliche Hausindustrie an. Die Hausindustrie steht nun namentlich in Hamburg-Altona in einer ganz ungewöhnlichen Blüthe. Die hohen Miethspreise bedingen sehr häufig eine Verlegung der Arbeitsstätte in den Schooß der Familie. Der Unterstützungsverein deutscher Tabakarbeiter (Zahlstelle Hamburg) hat sich die Aufgabe gestellt, dem preußischen Handelsministerium Stoff an die Hand zu geben, der in sehr sorgfältiger Weise gesammelt wurde und, wenn auch von einem besonderen Industriezweige ausgehend, dennoch geeignet ist, dem Urtheil über die gesammte Hausindustrie zur Unterlage zu dienen. Die hiesigen Cigarrenarbeiter, soweit sie im Hause beschäftigt sind, haben in den seltesten Fällen mehr als ein oder zwei Zimmer zur Verfügung. In diesem beschränkten Raume wird gearbeitet, gekocht und geschlafen, und zwar von einer Familie, die zuweilen sechs Personen umfaßte. Das Lagern feuchter Tabakvorräthe in diesen beschränkten Räumlichkeiten müßte unbedingt verboten sein; genügende Luftvorrichtungen müßten nach dem Bericht der Untersuchungscommission von der Baupolizeibehörde in dringendster Weise verordnet werden; wenn man bedenke, daß das Durchschnittsalter der Tabakarbeiter sich nur auf 29 Jahre belaufe, so sei es geradezu ein Hohn auf alle gesundheitspolizeilichen Vorschriften, wenn sich Frauen und gar Kinder von fünf und sechs Jahren am Tabakrollen betheiligten. Wenn die Chemnitzer Handelskammer sich bewogen gefühlt habe, die Hausindustrie als ein Familienband zu bezeichnen, so sei die Untersuchungscommission der deutschen Tabakarbeiter einer so vollständig entgegengesetzten Ansicht, daß sie auf Grund der gesammelten Erfahrungen eine sehr eindringliche Vorstellung an das preußische Handelsministerium ergehen lassen werde.

— Aus Pest wird der „N. Fr. Pr." berichtet: Adele Sandrock, eine begabte und schöne Schauspielerin am hiesigen deutschen Theater und Schwester der gleichnamigen Schauspielerin am Wiener Burgtheater, trank in selbstmörderischer Absicht eine Phosphorlösung. Das Personal des Hotels, in welchem Fräulein Sandrock wohnt, schaffte rasch ärztliche Hilfe, so daß das Schlimmste noch rechtzeitig abgewendet werden konnte. Das Motiv dieses Versuches ist nicht bekannt. Fräulein Sandrock galt allgemein als Dame von häufig überschäumender Lebenslust. Die Direktion ließ die Vorstellung, in der Fräulein Sandrock auftreten sollte, „wegen Unwohlseins" des Fräulein absagen. Frl. Sandrock ist auch in Berlin bekannt, wo sie im Kroll'schen Theater in einer Weihnachtsfeerie spielte, während ihre Schwester im Deutschen Theater auf kurze Zeit als Salondame wirkte.

— In Pavia lebte seit einigen Jahren in einem einsamen Hause die Sängerin Maria Bastia, welche einst eine berühmte Darstellerin der „Aida" gewesen. Signora Bastia hatte die Stimme verloren und sich mit einem bedeutenden Vermögen von der Bühne zurückgezogen. Die Künstlerin aber konnte ohne die Triumphe der Bühne nicht leben und beschloß, ihrem Dasein ein Ende zu machen. Sie verabschiedete ihre Dienerschaft, indem sie erklärte, daß sie eine Reise unternehmen werde, legte ihr Kostüm aus dem letzten Akte der „Aida" an und begab sich in den Keller ihres Hauses, um dort Hungers zu sterben. Am 30. v. M. kam, wie man der „W. A. Z." schreibt, eine Verwandte der Künstlerin zu Besuch, beunruhigt, ließ sie das Haus durchsuchen und im Keller fand man „Aida"-Bastia todt liegen.

Siegeswerth.

Verstand und Herz, sie sind bei dir
Gar oft im bittern Krieg,
Es wechselt zwischen Beiden ab,
So wie's schon geht, der Sieg.
Verstandes Sieg, selbst mit Gewinn,
Vermag nicht stets zu freu'n;
Des Herzens Sieg, selbst mit Verlust,
Er wird dich selten reu'n.

Dr. Märzroth.

— Seit der Erwerbung afrikanischer Kolonien scheint sich bei der deutschen Schuljugend an Stelle der früheren, durch Cooper's Romane erzeugten Neigung zu dem Indianerleben ein gewisser „Drang nach Kamerun" eingestellt zu haben. So berichten beispielsweise jetzt die „N. Nachr." aus Speier: Nachdem vor einigen Jahren schon einmal sieben Schüler von etwa 10 bis 14 Jahren im Begriffe standen, die Reise nach Kamerun anzutreten, aber nur bis Dürkheim a. H. gekommen sind, unternahmen in den letzten Tagen wieder drei Lateinschüler in dem Alter von 12 bis 15 Jahren die „Reise nach Kamerun" versehen mit Waffen, Revolver und Dolch, sowie mit Geld im Betrage von über 400 Mark. Aber auch diesen gelang es nur, bis nach Germersheim zu kommen, wo sie noch ehe sie den nach Straßburg abgehenden Schnellzug besteigen konnten, von einem Angehörigen in Empfang genommen und in die liebe Heimath zurückgebracht wurden. Die drei Abeuteurer wurden zur Strafe aus der Lateinschule entlassen. Einer der Schüler hatte sich schon dem vor einigen Jahren geplanten Zuge nach Kamerun angeschlossen.

— Ein zeitgemäßes Familienbild entwerfen Pariser Blätter. Graf H. hatte seine Finanzangelegenheiten ein für allemal in zwei Perioden eingetheilt: in ausgebende und einnehmende; er gab nämlich aus, wenn er eingenommen, und nahm ein, wenn er ausgegeben hatte. Aber nun traf es sich einmal — und was trifft im Leben sich nicht Alles? — es traf sich, daß die Zeit der Ausgabe der der Einnahme den Rang abgelaufen hatte. Die Sache mußte geordnet werden. Aber wie? — Auch darin wußte sich unser Graf zu helfen. Die Gräfin trat eben in's Zimmer. „Ach, Liebe, Sie kommen mir eben recht! Sie theilen gewiß meine Meinung, wenn ich sage, daß man heutzutage auf Ersparniß denken muß? Wohlan, ich werde Sie mit einem allerliebsten Einfall überraschen. Diese Bestecke und Servietten kosten enorme Summen, ein todtes Kapital." — „Und?" — „Neusilber beträgt etwa nur den vierten Theil und wird bei mir doch für echt gehalten. Ich werde es also umsetzen." — „Recht gut, Lieber. Aber — ich habe das längst besorgt."

— Auch eine Kritik. An einem Hoftheater gastirten verschiedene Vertreter des Heldenfaches auf Engagement, um eine dort eingetretene Vacanz auszufüllen. Am selben Theater war auch ein altes Original als Vorhangzieher angestellt, der Scherzes halber sowohl von Darstellern, als auch vom Regisseur oftmals um sein Urtheil gefragt wurde. Bei Gelegenheit des Gastspieles eines Heldendarstellers als Marquis Posa stand der Regisseur in der ersten Coulisse am Vorhange und frug: „Nun, Lehmann, wie gefällt er Ihnen denn?" — „Na," antwortete Lehmann, „wiss'n Se, Herr Regisseur, hier hat schon Mancher um Gedankenfreiheit gebäten, aber ich globe — der wird's ooch nich' erreichen!"

— Raffinirt. Der Baron kommt, von einem Spaziergang heimkehrend, eben dazu, wie seine Gemahlin den Bedienten und das Stubenmädchen in sehr harter und, wie ihm scheint, ungerechter Weise schmäht. „Aber, meine Liebe", sagt er, „was hattest Du denn mit den Leuten?" Die Baronin lächelt vergnügt. „Weißt Du", antwortete sie triumphirend, „ich lasse sie heute die Teppiche ausklopfen, und wenn sie so eine rechte heimliche Wuth in sich haben, da schlagen sie noch einmal so kräftig d'rauf los!"

— Ansehnliche Aktiva. — Bankiersgattin (deren Gatte sich soeben bankerott erklärt): „Heiliger Himmel! Was hast Du denn da für einen Hut aufgesetzt? Das Unglück scheint Dir den Kopf verdreht zu haben!"—Der Mann: „Sei unbesorgt, Kind! Ich muß vor einer Versammlung meiner Gläubiger erscheinen, und um leichter einen Ausgleich herbeizuführen, will ich den Leuten zeigen, daß wir noch über sehr werthvolle Vermögensstücke zu verfügen haben!"

— Fatale Bestätigung. Hausfrau: „Was wollen Sie denn, Kathi? Ein für allemal: Morgens will ich nicht gestört sein! Ich brauche windestens bis 10 Uhr zu meiner Toilette!.... Das werden Sie natürlich nicht begreifen?!" Magd: „O ganz guat, gnädige Frau, i' ka' mir scho' denke', daß Sie a' Weil' brauchet, bis Sie sich sehe' lasse' könnet!"

— Vorbereitung. In jedem Laden hängen aber jetzt die Photographien von der wüsten Tänzerin, die in vierzehn Tagen bei uns auftreten soll; die hätt' sich's auch sparen können." — „Ganz im Gegentheil — äußerst humanes Frauenzimmer! Das thut sie nur deßhalb, damit man nicht gar so erschrecken soll, wenn sie plötzlich auftritt!"

— Der Herr Hauslehrer ist dabei, ein gelehrtes Gespräch mit dem jungen Neffen des Hauses, welcher von der Kadettenanstalt auf Weihnachten zu Besuch gekommen, anzuknüpfen: „Und glauben Sie wohl, was wäre geschehen, wenn Wallenstein nicht ermordet worden wäre?" — Der Selektaner: „Ach, der wäre doch gestorben."

— Einheimischer: „Nun, wie gefällt Ihnen denn unser Städtchen?" —Tourist: „Prachtvoll wenn ich bedenke, daß man täglich mit zweiundzwanzig Eisenbahnzügen weiterfahren kann!"

— Kindlich. Das kleine Töchterchen fragt die Mutter, welche soeben ihr jüngstes Kind in den Schlaf wiegt: „Mama, kann man dem Storch auch das Brüderchen zurückgeben, wenn es Einem nicht gefällt?"

— Zur juristischen Praxis. Herr: „Aber Herr Rath, das Recht in diesem Prozesse auf meiner Seite ist ja sonnenklar!" — Anwalt: „Verehrtester, je klarer ein juristischer Fall ist, desto verwickelter kann ihn der Gegner machen!"

— Höchste Temperatur. In einer Gesellschaft prahlt ein noch junger, nicht eben geistreicher Mann mit seinen Erlebnissen in den Tropengegenden. Bei der Schilderung der dort herrschenden Hitze sagte er: Was glauben Sie, meine Herren, was ich manchmal unter 120 Grad Fahrenheit zu leiden hatte?— Ach, entgegnete ein alter Oberlehrer, das kann ich mir schon denken, denn ich weiß, was wir hier unter 120 Grad Unerfahrenheit zu leiden haben.

— Letzter Wille. Bräutigam: „Ich wünsche also, daß wir nach der Hochzeit in die Schweiz reisen, uns 14 Tage dort aufhalten, dann nach Hause zurückkehren und nach 4 Wochen wieder verreisen!" — Mutter der Braut: „Der Bräutigam will aber viel!" — Braut: „Laß' ihm doch — er giebt seinen letzten Willen kund!"